

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 14

Artikel: Geneviève Crispin [Fortsetzung]
Autor: Erismann, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GENEVIÈVE CRISPIN

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen

von A. Erismann

6. FORTSETZUNG

Auch er suchte die Einsamkeit, die Arbeit, er erwarb sich einen grossen Patientenkreis im Quartier des Observatoriums, er erwarb sich jeden Tag neu die Liebe und Dankbarkeit seiner Kranken.

War er eigentlich unglücklich damals, als er eine Woche nach der Geburt Josettens Witwer wurde? Niemand wusste es. Er hatte die Tote lange betrachtet, welche eine Embolie aus diesem unruhigen Leben in die Ruhe des Grabes brachte, und er hatte sich gesagt, sie sei eigentlich ein Kind gewesen.

Dann war seine Mutter aufgetaucht, umhüllt von Trauerschleiern. Sie hatte ihre Wohnung aufgegeben, Martine hatte sich verheiratet, so siedelte sie in das Haus des Sohnes über. Anfangs nahm sie sich mit Leidenschaft der Kinder an, wurde es aber bald überdrüssig und überliess sie immer mehr einer Wärterin und später einer Gouvernante. Sie verfügte über den ganzen Haushalt des Sohnes, hatte sich das Recht dazu einfach genommen. Ihre Rente konnte sie nun ganz für ihre persönlichen Bedürfnisse ausgeben, daneben lebte sie vollständig auf Kosten ihres Sohnes. Martine nahm ebenfalls alles selbstverständlich, und wenn die ersten 19 Tage des Monats vorbei waren, so war sie mit Sylvain täglich am Tische ihres Bruders.

Patrice betrachtete von dem Moment an sein Zimmer als seine Zuflucht, in allen andern Räumen regierte seine Mutter. Wie sein Vater, so zog auch er sich ganz zurück und floh in seine Arbeit. Er war viel zu zartfühlend, um seiner Mutter zu zeigen, dass sie eigentlich als Gast in seinem Hause lebte. Jede Auseinandersetzung hätte unweigerlich mit einer Szene geendigt.

Er konnte ja nicht allein bleiben mit den kleinen Kindern. Lieber als seiner Mutter hätte er sie einer seriösen Gouvernante anvertraut. Aber wo fand er eine solche? So gab es sich von selbst, dass seine Mutter zu ihm zog. Er sah, wie die beiden Mädchen grösser wurden, und er fürchtete, sie könnten seiner Schwester Martine nachschlagen. Er konnte sich ja wenig mit den Kindern abgeben, trotzdem er sie liebte. Er wollte Noel in zwei Jahren in ein Pensionat tun, damit er aus diesem Milieu heraus kam. Er wusste selbst nicht, dass er den Kleinen ein wenig bevorzugte den Schwestern gegenüber. Aber der lebhaft energische Blick seines ältesten Kindes Monika setzte ihn oft in Erstaunen. Doch nahm ihn seine Arbeit so in Anspruch, dass alles andere wenig Wichtigkeit für ihn hatte.

Um die Gesundheit seiner Kinder war er sehr besorgt. Miss Gladys mit ihrer frischen fröhlichen Art schien ihm das Richtige zu sein. Sie war wie ein frischer Wind in dem von Madame Belley und Martine künstlich zurechtgemachten Haushalt. Sie spielte Ball mit den Kindern, sang ihnen schottische Lieder und kümmerte sich nicht um die ewigen Diskussionen am Tisch. Er wusste, warum sie entlassen worden war. Ihre frische Natürlichkeit stellte die aufgetakelten und gemalten Gesichter von Mutter und Tochter in Schatten. Sie stammte aus gutem Hause und war nach Paris gekommen, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommen. Sie bekam jede Woche von ihrem Vater ihr

BERNER WOCHE



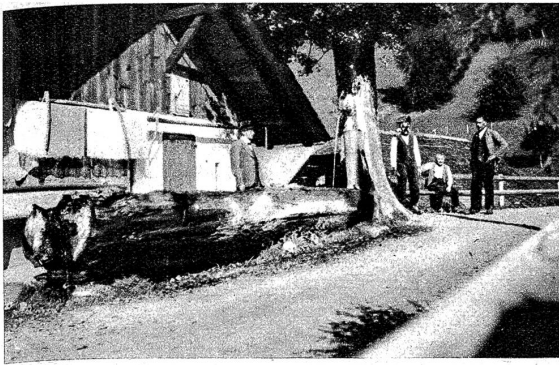
Weltzirkus Sarassani in Bern

Kurz vor Redaktionsschluss ist uns noch folgende interessante Mitteilung von zuständiger Stelle übermittelt worden:

Nachdem vor kurzem Frau Sarassani, die Besitzerin des grossen weltberühmten Zirkus Sarassani, einen kurzen Aufenthalt in der Schweiz verbrachte und bei dieser Gelegenheit mit dem Schweizer Nationalzirkus Knie Fühlung nahm, sind nun in Zusammenhang mit ihrem Aufenthalte Einzelheiten bekanntgegeben worden, die die Allgemeinheit stark interessieren werden. Wegen den andauernden und erhöhten Bombardierungsgefahren, hat die Direktion des Zirkus Sarassani schon seit längerer Zeit endgültig beschlossen, dass die ganze Manege mit allem Drum und Dran aus Deutschland evakuiert wird, und

sogar der grösste Teil nach der Schweiz. Bern soll der Bestimmungsort sein, von wo aus die Tiere in kleineren und grösseren Gruppen nach verschiedenen Unterbrechungsplätzen gebracht werden. Voraussetzungen, das heisst, wenn die Reise von Deutschland nach der Schweiz normal verläuft, soll der grösste Transport der Tiere mit dem Wärterpersonal heute Samstag, den 1. April 1944, ungefähr um 15 Uhr, in einem Extrazug in Bern ankommen, mit einem Extrazug in Bern ankommen, mit Ausladebestimmungsort Wylersfeld. Mit dem Haupttransport der Manege sind u. a. auch die vielen tausend Zirkusgeräte dabei, die von einem der kühnsten und erfolgreichsten Unternehmen eines «Fahren des Volkes» zeugten. Dieser seltene und sicher sehr schwierige Transport des Zirkus Sarassani ist sich allerdings an solche «Extranzüge» gewöhnt; er fuhr nämlich in der Glanzzeit mehrere Male per Dampfer übers Meer nach Amerika — soll 70 bis 80 Eisenbahnwagen umfassen und folgende Tiere mitbringen: Elefanten, Löwen, Tiger, Schlangen, Kamele, Dromedare, Pferde und Ponys, Bären, Hunde, Affen, Seehunde, Krokodile, Leoparden, Zebras usw., die sich wiederum einmal an eine neue Heimat gewöhnen müssen.

Voraussichtlich wird ein kleiner Teil dieser Tiere im Zirkus Knie für die Saison 1944 ein sensationelles neues Programm füllen, das sicher bald von sich reden lässt. — Der Ausladebestimmungsort wird bewacht und Personen ohne spezielle Bewilligung erhalten keinen Zutritt. Immerhin wird dann der gesamte Zirkus auf die Allmend (in der Nähe des Stadion Wankdorf) übergeführt, wo sogleich ein etappenweiser Abmarsch nach dem eigentlichen Bestimmungsort beginnt. Besonders interessant dürfte die Schau der nicht gefährlichen Tiere sein, die ohne Wagen, nur begleitet von ihren Wärtern auf der Strasse ihren Marsch antreten, worunter auch zwölf indische Elefanten erwähnt seien. Der Öffentlichkeit ist also dadurch Gelegenheit geboten, den Zirkus Sarassani auf Reisen für einen kurzen Moment zu sehen, wobei besonders auf die strengen Anweisungen der dortigen Organisatoren aufmerksam gemacht wird. Wir werden später in einem ausführlichen Bericht auf den Zirkus Sarassani zurückkommen, der uns ein bekannter, lange Zeit bei Sarassani arbeitender Schweizer Artist erzählt hat, zu einer Zeit, da seine Monatsgage 2000.— Franken betrug.

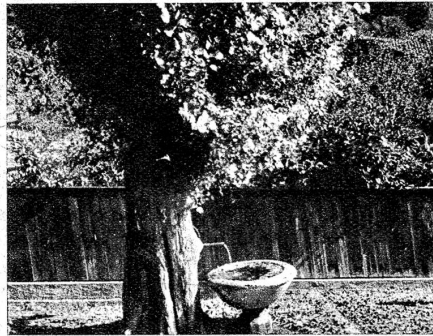


Baumbrunnen

Links:
Baumbrunnen
in Endorf

Rechts:
Baumbrunnen
im Saarbaum
in Sigriswil

Unten:
Baumbrunnen
in Merligen



Nicht nur an der Sigriswilerstrasse in Gunten auch oben in Endorf gibt es einen Baumbrunnen. Man hat in eine junge Pappel (Saarbaum) — nicht in eine Linde, wie kürzlich in verschiedenen Blättern zu lesen war — eine Rinne ausgekehlt und darin die aufsteigende Wasserröhre befestigt. Im Laufe der Jahre haben Holz und Rinde das Eisen überwallt und unsichtbar gemacht. So scheint es, als ströme das kostbare Element direkt aus dem Baumstamm. — In Gunten hat man den Stamm der Pappel vor dem Pflanzen von den Wurzeln bis zum Auslauf direkt durchbohrt. — Ein anderer Baumbrunnen befindet sich in Merligen. Mögen die interessantesten Bäume vor Blitzschlag und andern Gefahren verschont bleiben.

Taschengeld geschickt, das sie sofort in Schokolade und hübsche Kleider verwandelte. Mit den Kindern sprach sie englisch und mit den Grossen französisch.

Die gesunde fröhliche Kameradschaft zwischen ihm und der Engländerin war für Madame Belley ein Aergernis. Das wusste Patrice ganz gut. Mit allen Mitteln hatte die Mutter versucht, das Mädchen bei Patrice ins Unrecht zu setzen, und ihre Einwendungen schlossen gewöhnlich mit den Worten: „Man muss eine ältere Person finden zu den Kindern.“ So kam es, dass der Doktor an Denise Crispin dachte, die mit ihren grauen Haaren, den lebhaften schwarzen Augen und dem fröhlichen Gemüt wohl das Richtige war.

Die Stimme der kleinen Josette unterbrach den Gedankengang des Arztes. „Hier ist dein Kaffee, Papa.“ Sie wollte schon wieder davon rennen. Ein schwarzes Samtmützchen umrahmte das herzige Gesichtchen. „Er ist schon kalt, Monika meinte, ich solle ihn dir hereinbringen, weil du noch allein seiest.“

„Das ist lieb von dir.“

Patrice trank stehend die Tasse leer, er stand auf der Schwelle des Zimmers. In dem Augenblick kam Geneviève durch den Korridor.

„Wo bist du, Josette? Wir gehen spazieren.“

„Ich warte, bis ich Papas Tasse bekomme.“

„Komm, ich zieh dir den Mantel an.“

Sie hatte eine zarte Art, wie sie mit der Kleinen umging. Josette hüpfte davon, und Geneviève nahm die leere Tasse aus der Hand des Doktors. Dieser hielt sie zurück. „Warten Sie einen Moment, Fräulein.“

Geneviève war es zumute wie einem gefangenen Vogel. Sie konnte sich ja denken, warum der Doktor mit ihr sprechen wollte. Sie hatte einen Moment ein Schwindelgefühl und lehnte sich ans Kamin.

Der Doktor stand vor ihr und betrachtete sie. Sie versuchte krampfhaft zu lächeln, und das gab ihrem Gesicht erst recht den Ausdruck verzweifelter Angst. Der Doktor sagte ernsthaft: „Sie sehen nicht gut aus.“

Sie hob nur die Augenbrauen, wie es ihre Gewohnheit war und schwieg.

„Sind Sie krank? Was bedeutet das Husteln, das ich oft höre? Ich möchte darüber Gewissheit haben. Heute bin ich zwar sehr beschäftigt, aber ich wäre doch beruhigter, wenn ich wenigstens eine flüchtige Untersuchung machen könnte.“

Doktor Belley war noch von der alten Schule. Er schickte seine Patienten nicht gleich zu allen möglichen Spezialisten, wo sie ein halbes Vermögen opfern mussten. Er stellte selbst die Diagnose und zog in schweren Fällen einen Kollegen zu. Er behandelte seine Kranken, ohne sie dabei in zu grosse Unkosten zu stürzen. Er schreckte sie auch nicht mit allen möglichen lateinischen Namen, die sie nicht verstanden. Es wohnten in seinem Quartier viel einfache Leute, und wenn er gar in zu armselige Haushaltungen kam, vergass er oft die Rechnung zu schicken. Jetzt fragte er Geneviève: „Sie sind nie krank gewesen?“

„Niemals, nicht einmal die Grippe.“

„Und Ihre Eltern?“

Sie erzählte ihm in kurzen Worten, an was ihre Eltern gestorben waren und fügte dann gleichsam als Entschuldigung bei: „Ich habe mich wohl in letzter Zeit etwas überanstrengt. Wir wohnten in Noisy-Le-Roi, und ich hatte meine Privatstunden in Paris zu geben. Dann kam der Auszug.“

„Ja, ich weiss, Sie haben Ihr Haus verkauft.“

Sie schwieg und sah in die Ferne. Der feine Kopf schien von den schweren aschblonden Zöpfen nach hinten gezogen zu werden. Sie betrachtete ein Bild an der Wand. Ein Arzt, der sich über ein krankes Kind beugt, die Eltern angsterfüllt daneben.

Der Doktor nahm seine Füllfeder. „Ich verschreibe Ihnen hier ein Stärkungsmittel. Es ist nach einem Rezept meines Vaters. Sie nehmen es vor den Mahlzeiten.“

Er reichte ihr das Rezept, und sie ging leise hinaus, während er die andere Tür zum Wartezimmer öffnete und den ersten Patienten hereinrief.

Geneviève aber fühlte, vorausahnend, dass sie in Zukunft zwischen der Güte des einen und dem Egoismus der andern stehen würde, und das würde einen Kampf geben, in dem sie mit den Kindern stand.

7. Kapitel.

Weihnachten und besonders Neujahr hatten in der Familie Belley, wie in jeder andern, Lebhaftigkeit und Geheimniskrämerei mit sich gebracht. Die Hausglocke schellte jeden Augenblick. Es wurden Pakete abgegeben, Spielsachen, sorgfältig eingepackt. Es wurde geflüstert, gekichert. Monika stückte an einer kleinen Decke für die Grossmama. Die Kleinen waren fast nicht mehr zu halten vor Aufregung, sie kamen zu spät ins Bett.

Diese Tage waren für Geneviève besonders schwer. Am Weihnachtstage sah sie ihre Schwester nur ganz schnell auf dem Weg zur Kirche. Am Neujahrstag aber hatte Denise Dienst. Bei Belleys gab es ein grossartiges Diner, aber sie brachte fast nichts herunter. Alles würgte sie. Die Kinder hatten ihr artig das Geschenk der Grossmutter übergeben. Es war eine schwarze Tasche. Man hatte offenbar die ihrige als zu abgenützt befunden. Sie hatte gar nichts für die Kinder. Denn nie hatte sie vermutet, dass man sie beschenken werde. Monika hatte das Geschenk ausgewählt. Befangen bedankte sie sich und küsste schüchtern die rosigen Wangen der Kinder.

In der Festwoche waren sie einmal zu einem Kinderkränzchen eingeladen. Die Grossmama sollte die Kinder begleiten. Aber im letzten Moment war sie verhindert, und Geneviève musste mitgehen.

„Ich habe mit meiner Schneiderin eine Verabredung, ich kann nicht mit euch zu Frau X kommen.“ Sie sass vor ihrem Toilettentisch, und die Kinder standen verlegen auf der Schwelle. Josette hatte Tränen in den Augen, und Noel biss die Zähne zusammen. So zogen sie also mit Geneviève ab. Sie sollte die Kinder hinbringen und abends wieder heimholen. Sie kannte keinen Menschen und musste sich fast zwingen, in den Salon zu treten.

Der Tisch war festlich gedeckt, an den Zweigen eines brennenden Lichterbaumes hingen Spielsachen für die Kleinen. Diese waren aufgeregt, die Augen blitzten, und die Bäckerlein waren feurigrot vor Erwartung, ebenso die Mamas. Die Gastgeberin sagte: „Ah, die Kinder trauen sich nicht herein, kommen Sie nur Fräulein, die Kleinen sehen so schüchtern aus.“ Sie wies Geneviève einen Sessel. Doch diese sagte: „Ich werde die Kinder wieder abholen am Abend.“ Aber vier kleine Hände hatten Geneviève gepackt und pressten ihre Finger zusammen. Sie setzte sich und lächelte den Kindern zu. „Warum seid ihr so ängstlich. Ihr müsst mit den andern Kindern spielen. Zu Hause seid ihr doch auch nicht schüchtern und still!“

Noel und Josette sahen ihr Fräulein verzweifelt an, der fremde Ort war ihnen unheimlich. Sie sahen reizend aus. Der Junge trug einen Matrosenanzug mit langen Hosen und Lackschuhen, Josette ein Taffetkleidchen, das ihr das Aussehen einer Puppe verlieh, in den blonden Haaren ein blaues Band. Monika war auf eine Gruppe Mädchen zugegangen.

Wenn die Kinder mir gehörten ... oder Denise ... wenn ich Bruno geheiratet hätte ..., das waren die Gedanken Genevièves. Sie betrachtete die lebhaften und glücklichen Mamas. Sie rückte ihren Fauteuil ein wenig seitwärts neben eine grosse Blattpflanze und öffnete ein wenig den Kragen ihres Mantels. Wie könnte sie jemals eine solche Mama sein und so reizende Kinder besitzen! Josette, das sanftmütige Mädchen, Noel, der eigensinnig, aber so schnell zum Weinen bereit war, ein sensibler kleiner Junge. Und die fleissige

und hilfsbereite Monika. Die Kinder kamen ihr auf einmal so nahe. Sie war allein mit ihnen, und sie war so arm an Liebe.

Ihre Gedanken gingen ihren eigenen Weg. Eine Furcht war in ihr, die Kinder könnten sie verlassen, sie könnte sie verlieren, und ein grosser Schmerz kam über sie bei diesem Gedanken. Aber eines Tages würde es doch so weit kommen, sie musste sie der Familie zurückgeben, auch wenn sie sich inzwischen noch so eng mit ihnen verbunden hatte. Ihre Hände würden leer bleiben und sie würde wieder allein in der Welt stehen.

Eine junge Frau näherte sich Geneviève. „Sie haben die Kleinen hergebracht, Fräulein? Es sind reizende Kinder, ihr Papa kann stolz auf sie sein. Kommt er nicht auch?“

„Ich glaube nicht.“

„Es ist schade.“ Sie zeigte auf zwei grössere Mädchen. „Das sind meine Töchter.“

Geneviève konnte ihr das Kompliment über die Kinder zurückgeben. Diese setzten sich zu Tisch. Sie waren jetzt ganz munter, Geneviève merkte, dass sie ihre Gegenwart vergessen hatten.

Am Sonntag liess Madame Belley den Kaffee in dem leeren Wartesalon des Doktors servieren. Es war der einzige Tag, an dem der Doktor ein wenig mit seiner Familie plaudern konnte. Er stopfte sich eine Pfeife, die Damen Belley und Rivière zündeten sich ihre Zigaretten an, die Kinder bekamen ein „Canard“, und Geneviève sass still da, unbeachtet von den andern. Sie hätte sich am liebsten ganz unsichtbar gemacht. In jeder andern Familie hätte sie ihre Schüchternheit überwunden, aber in Gegenwart der sich beständig zankenden Frauen fühlte sie sich unglücklich. Sie verhandelten nur ihre persönlichen Interessen. Wenn der Doktor versuchte, die Unterhaltung auf ein neutrales Gebiet zu lenken, so wurde er überhaupt nicht gehört. Dann schwieg er und rauchte seine Pfeife mit abwesenden Blicken.

Am einem solchen Sonntagnachmittag stand Sylvain plötzlich auf und öffnete ein Fenster. „Dieses Zimmer ist ein Aufenthalt für Mikroben.“

„Das Fenster hat den ganzen Morgen offen gestanden. Wir frieren. Monika, mach es wieder zu.“

Doch Sylvain liess nicht locker. „Ich weiss, dass Patrice uns allen den Tod bringt.“

„Wir haben ja die Ueberzüge der Möbel weggenommen.“

„Das genügt nicht. Man sollte sie desinfizieren lassen. Sie sind sicher verseucht.“

Martine seufzte, und Patrice sagte: „Du hast wenigstens Auswahl, Sylvain. Es sind in dieser Woche Menschen mit den verschiedensten Krankheiten durch dieses Zimmer gegangen.“

„Natürlich, du machst dich wieder über alles lustig“, tadelte Martine ihren Bruder. „Du solltest lieber einmal ein Urteil abgeben über unsere gefärbten Haare. Komm einmal ans Fenster.“

Mutter und Tochter hatten gestern ihre Haare blondieren lassen. Sie erzählten lang und breit von der Sitzung beim Coiffeur. Sylvain beteiligte sich nicht mehr an der Unterhaltung. Er hatte ein Papier aus der Tasche gezogen und wandte sich an Geneviève.

„Wie finden Sie diesen Vers, Fräulein. Ich habe ihn heute morgen verfasst“.

Les meubles antiqua
Le durent pas.

„Aber ...“

Martine mischte sich jetzt ein. „Dein Reim ist stupid. Toto, man muss doch die Sachen rühmen.“

„Es ist der einzige Reim, der mir eingefallen ist für die Möbel. Mir gefällt er. Dann habe ich noch einen andern gemacht.“

Les gants Mosers
Sont très chers.

(Fortsetzung folgt)

Wenn Beer, dann Casino!